

Namen - Spuren - Orte

Rudolf Bembenneck, Pastor i.R.



An zweiundsechzig Menschen erinnert diese Gedenktafel. Aber sie enthält nur einundsechzig Namen.

Im mittleren Block mit den Namen der Familie Jacobsohn lautet der letzte Eintrag: „Sohn – Name unbekannt geboren 1942 ermordet in Riga“. Dieser Junge ist im Ghetto von Riga zur Welt gekommen. Im Juli 1942 war er zehn Wochen alt.

Von ihm wissen wir durch Margarethe Cohn, nach der vor einigen Wochen im Neubaugebiet von Hülptingsen eine Strasse benannt worden ist. Sie ist zusammen mit ihrer zwölfjährigen Tochter Hilde in Riga ums Leben gekommen. Margarethe Cohn schreibt am 20. Juli 1942 in einem Brief, der aus dem Ghetto herausgeschmuggelt werden konnte: „Hilde fährt immer Alfreds Jungen spazieren, er ist zehn Wochen alt. Alfred ist aber augenblicklich nicht hier, er ist schon ein halbes Jahr fort. Er hat den Jungen noch nicht gesehen.“

Wir wissen nicht, ob Alfred Jacobsohn seinen Sohn jemals gesehen hat. Als er zusammen mit seiner Frau Eva Johanna am 15. Dezember 1941 von Ahlem aus nach Riga deportiert wurde, war Eva schwanger. Weil wir den Namen des Kindes nicht kennen, steht nun auf dem Gedenkries „Sohn – Name unbekannt.“

Aber dieses Kind hat bestimmt einen Namen gehabt. Eine Reihe an Kosenamen, mit denen seine Mutter und seine Großeltern ihm ihre Liebe ins Ohr geflüstert haben. Auch die Menschen, die ihn vor den Häschern der SS-Wachen versteckt gehalten haben. Denn in Riga wurden alle Säuglinge sofort nach der Geburt den Müttern fortgenommen und ermordet. Überlebende aus Riga haben mir davon berichtet und gesagt: „Es grenzt an ein Wunder, dass dieser Junge unbemerkt zur Welt gekommen ist und - jedenfalls für einige Wochen oder Monate - im Verborgenen leben konnte. Dass niemand die Mutter denunziert hat. Die Hilde kann ihn nur in einer Nebengasse oder im Schutze der Dunkelheit ausgefahren haben.“

Kosenamen wird das Kind zu hören bekommen haben und sicher auch den Namen, den seine Eltern ihm gegeben haben. Vielleicht ist er nach seinem Großvater Georg genannt worden. Die Großeltern Georg und Rosalie Jacobsohn waren am selben Tag und mit dem selben Transport wie Alfred und Eva Johanna nach Riga deportiert worden. Dort sind sie wie auch ihr Enkelkind getötet worden.

Die Eltern Alfred Jacobsohn und Eva Johanna geborene Stern sind am 1. Oktober 1944 nach Stutthof verlegt worden. Dort sind beide ums Leben gekommen. Alfred noch 1944, Eva am 15. Januar 1945.

Die Großeltern Georg und Rosalie Jacobsohn haben im Haus Marktstrasse 56, dem heutigen Geschäft Fehling, ein Schuh- und Textilgeschäft geführt. Alfred hat als Handlungsgehilfe im Geschäft der Eltern gearbeitet. Georg Jacobsohn hat als Frontsoldat im ersten Weltkrieg für sein Vaterland gekämpft. Er war Rechnungsprüfer im Schützen-Corps. Mitbegründer des Verkehrs- und Verschönerungs-Vereins. Viele Jahre war er erster Mann an der Spritze bei der Feuerwehr, lange Zeit Rechnungsführer und Zeugwart und schließlich bis 1933 Adjutant in der Dreierführung der Freiwilligen Feuerwehr.

Vor etwa einem Jahr hatten wir Besuch aus Argentinien. Günter Stern, ein Bruder von Eva Johanna, der wie seine Eltern und einige Geschwister rechtzeitig emigrieren konnte. Herr Stern wollte Ahlem besuchen, von wo aus seine Schwester deportiert worden war. Und Burgdorf, um das Haus zu sehen, in dem sein Schwager und die Schwiegereltern seiner Schwester gelebt und ihr Geschäft geführt hatten. Ihn trieb der Gedanke an das Kind seiner Schwester um. Er hat mich geradezu bedrängt: „Sie haben doch uns in Argentinien gefunden wie eine Nadel im Heuhaufen. Herr Pastor, Sie müssen doch auch herausfinden können, ob das Kind noch lebt. Vielleicht ist es ja von einem SS-Offizier adoptiert worden.“

Dass wir den Namen dieses Kindes nicht herausgefunden haben und wohl nie herausfinden werden, das hinterlässt eine schmerzliche Lücke auf dieser Wand.

Denn der Sinn dieses Gedenkrieses besteht ja darin, den Namen der deportierten und ermordeten jüdischen Menschen unserer Stadt einen Ort bleibender Erinnerung zu geben. Statt eines Namens steht nun hier der hilflose Hinweis: „Sohn – Name unbekannt“.

Der Name ist bedeutsam. Unser Name ist ein wesentlicher Bestandteil unserer Persönlichkeit. Wer nach unserem Namen fragt, der fragt nach uns als Personen, nach unserem Wesen, nach unserer Existenz. Aus dem Altertum stammt der Gedanke, wer keinen Namen hat, der existiert nicht. Der Name kennzeichnet einen

Menschen als Person. Er bezeichnet die Einzigartigkeit eines Menschen und zugleich seinen Lebenszusammenhang, seine Herkunft, seine Familie. Mit dem Namen wird die Geschichte eines Menschen lebendig. Der Name spiegelt das Ansehen wieder, das ein Mensch genießt. Der gute Ruf, der gute Name ist für unser Selbstverständnis und für unser Leben in der Gemeinschaft von Gewicht.

„Es freut mich zu lesen, dass mein Name bei den alten Burgdorfern noch den alten, guten Klang hat“, schreibt Paul Rosenberg 1947 aus London an seinen Freund Hermann Börges. Und Senta Cohn reagiert 2003 auf einen Brief des Bürgermeisters: „Dass mein Vater in diesem Brief auch erwähnt wurde, zeigt mir, dass die Stadt Burgdorf unsere Familie doch nicht ganz vergessen hat.“

Es war die erklärte Absicht der nationalsozialistischen Machthaber, das Leben, die Geschichte aller jüdischen Menschen Europas und ihre Namen auszulöschen, „auszurotten“, wie es in der brachialen menschenverachtenden Sprache der Nationalsozialisten hieß. Die nationalsozialistische Ideologie war erfüllt von Rassenhass und Überheblichkeit, sie hat Völkermord zum Staatsziel erhoben und mit verbrecherischer Gewalt millionenfachen Mord in Gang gesetzt.

Mehr als sechzig jüdische Menschen unserer Stadt sind Opfer der planmäßigen Judenverfolgung geworden. An zweiundsechzig kann diese Gedenktafel konkret erinnern. Bei anderen verlieren sich die Spuren und wir wissen von ihnen nicht, ob sie emigrieren konnten oder ebenfalls ermordet worden sind. Die uns bisher unbekannt Opfer sind in dem Satz mit gemeint, der auf der linken Schrifttafel zu lesen ist: „Die Stadt Burgdorf trauert um ihre jüdischen Bürgerinnen und Bürger, die Opfer der nationalsozialistischen Gewalt geworden sind.“

Mit dem Tag der Deportation wurde den jüdischen Menschen in gewisser Weise der Name genommen. Der Name erschien zwar auf der Deportationsliste, aber wichtiger war nun die Nummer auf dieser Liste. Vor der Deportation wurde ihnen der Personalausweis, damals hieß er Kennkarte, abgenommen und im Einwohnermeldeamt zu den Akten gelegt. Von nun an galten sie nicht mehr als Personen, sondern als Nummern. Das setzte sich dann im perfektionierten bürokratischen Verfahren des Reichsicherheitshauptamtes der SS fort. Bei der Ankunft im Konzentrationslager wurde die Häftlingsnummer in den linken Unterarm tätowiert. Und nach der Ermordung wurde wiederum sorgfältig eine nummerierte Liste geführt über Todestag und zusätzlich über den Tag der Leichenverbrennung. Übrigens wurde eine erste Selektion bereits beim Aufstellen der Deportationslisten vorgenommen. Es wurde vermerkt, „arbeitsfähig“ oder „nicht arbeitsfähig“. „Arbeitsfähig“ bedeutete Tod durch Zwangsarbeit, aber eben mit der vagen Chance zu überleben. „Nicht arbeitsfähig“ bedeutete Ermordung in der Gaskammer unmittelbar bei Ankunft im Konzentrationslager oder nach einigen Tagen oder Wochen, falls die Kapazität der Gaskammern nicht reichte.

Um das unvorstellbare und grauenvolle Morden in seiner Singularität zu beschreiben, wird in der Geschichtsforschung von industriell geplantem und durchgeführtem Massenmord gesprochen. Es war zugleich ein durch eine exakte Bürokratie ermöglichter und vollzogener Verwaltungs-Massenmord.

In den Deportationslisten und in den Todeslisten der Ghettos und Konzentrationslager, die zu großen Teilen erhalten sind, finden sich die Spuren der Menschen, deren Namen in den Gedenkries eingepreßt worden sind. Spuren finden sich im Bundesarchiv in Berlin, im Hauptstaatsarchiv in Hannover und vielen an-

deren Archiven, in der Zentralen Datenbasis von Yad Vashem. Und hier in Burgdorf in den Unterlagen des Einwohnermeldeamtes und des Standesamtes. Bei sämtlichen Geburts- und Heiratseinträgen wurde Ende Februar 1939 handschriftlich folgender Vermerk zugefügt: „Gemäß § 2 der 2. Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 hat die Nebenbezeichnete mit Erklärung vom 15. Januar 1939 mit der Wirkung vom 1. Januar 1939 zusätzlich den weiteren Vornamen Sara angenommen. Der Standesbeamte.“ Bei Männern war es der zusätzliche Vorname „Israel“. Tagelang wird der Standesbeamte damit beschäftigt gewesen sein bei weit mehr als hundert Einträgen.

Überlebende haben Auskunft geben können. So hat zum Beispiel das Ehepaar Katz aus Lehrte in einer eidesstattlichen Erklärung über den schweren Tod des letzten Burgdorfer Synagogenvorstehers Hermann Cohn berichtet. Johanna Simon hat in Theresienstadt überlebt und den Tod ihrer Schwester Julie bezeugen können. Ida Löwenstein geborene Blumenthal hat ebenfalls in Theresienstadt überlebt und das Sterben ihres Mannes Meyer Löwenstein, des letzten Burgdorfer jüdischen Lehrers, miterlebt. Ida und Meyer Löwenstein waren die Adoptiveltern von Ernst Pinchas Blumenthal, dem wir den Burgdorfer Roman „Die gläserne Wand“ verdanken.

Spuren finden sich auch in den Erlebnissen anderer Burgdorfer Bürger. Hans Pahl ist als Marinesoldat im Hafen von Riga Alfred Jacobsohn, Vater jenes Kindes ohne Namen, begegnet und seinem Schulkameraden Arnold Cohn. Gustav Sander erinnert sich genau an Tag und Stunde im Standesamt Hannover im Oktober 1940, als er in der Uniform eines Unteroffiziers mit seiner Braut das Aufgebot bestellt hat und dort Alfred Jacobsohn mit einer jungen Frau im Wartezimmer antraf. Es war Eva Johanna Stern, die spätere Mutter des Kindes, dessen Namen wir nicht kennen.

Besonders breite und aufschlussreiche Spuren sind an einem Ort zu finden, wo man sie nicht vermutet. Nämlich im Archiv des Oberfinanzpräsidenten in Hannover. Das erklärte Ziel des nationalsozialistischen deutschen Reiches, alles jüdisches Leben in Europa zu vernichten, ging einher mit dem Ziel, sich an Hab und Gut der jüdischen Menschen zu bereichern. Deswegen mussten die Deportationslisten der Geheimen Staatspolizei vom Finanzamt gegengelesen werden, um sicher zu stellen, dass eine genaue Vermögensaufstellung vorlag. Wenn das nicht der Fall war, musste das unverzüglich nachgeholt werden oder es wurde der Name von der Deportationsliste gestrichen und für einen der nächsten Transporte vorgemerkt. Am 12. November 1941 sah die Vermögensaufstellung für Alfred Jacobsohn so aus: 190,00 Reichsmark in der Wohnung, Sachwerte 158,00 Reichsmark, insgesamt 348,00 Reichsmark. Bei den Sachwerten werden unter anderem aufgezählt: ein Stuhl, ein Tisch, eine Couch, zwei Federbetten zwei Kochtöpfe. Eva kam auf insgesamt 127,00 Reichsmark. Nachdem Alfred und Eva am 15. Dezember 1941 nach Riga deportiert worden sind, vermerkt der zuständige Beamte im Oberfinanzpräsidium unter dem 16. Dezember: „Das gesamte Vermögen fällt an das Deutsche Reich, nachdem die Genannten das Reichsgebiet verlassen haben.“ Was in unseren Ohren wie Zynismus klingt, war juristisch abgesicherter Raub von jüdischem Vermögen durch das Deutsche Reich.

Diese Spuren haben uns auf die Menschen und ihr Schicksal aufmerksam gemacht, deren Namen in die Erde auf dieser Wand eingeprägt sind. Menschen, die in Burgdorf geboren wurden und hier aufgewachsen sind. Menschen, die hier ü-

ber lange Zeit ihren Lebensmittelpunkt hatten. Georg Jacobsohn zum Beispiel ist nicht in Burgdorf geboren worden, sondern in Preußisch Friedland. Aber er hat von 1895 bis 1937 in unserer Stadt gelebt. Er war Burgdorfer durch und durch, auch wenn er seinen pommerschen Sprachstil nie abgelegt hat.

Fünfzehn Namen von ermordeten jüdischen Menschen sind nicht aufgenommen worden. Von Personen, die nur für wenige Jahre hier gelebt haben oder in mehreren Jahren immer einmal wieder für einige Monate als Aushilfskräfte hier gearbeitet haben. Nicht aufgenommen sind auch ermordete Ehepartner und Kinder von hier Geborenen und Aufgewachsenen, die ihren Lebensmittelpunkt an einem anderen Ort hatten. Das sind noch einmal mindestens elf Personen. Wenn wir eines Tages eine schriftliche Dokumentation vorlegen können, wird selbstverständlich auch das Schicksal dieser Menschen geschildert werden.

Bei zwei Ausnahmen haben wir uns nicht an die Kriterien gehalten, Geburt in Burgdorf und Lebensmittelpunkt an diesem Ort. Jenes Kind, dessen Namen wir nicht kennen, hat keinen Heimatort finden können. Wir geben ihm symbolisch Heimat in der Stadt seines Vaters und seiner Großeltern. Auch Ilse Rita de Vries hat keinen Heimatort finden können. Sie ist während der Emigration, während der Flucht ihrer Mutter am 10. Oktober 1942 in Amsterdam geboren worden und am 20. Juli 1943 mit ihren Eltern nach Sobibor deportiert und noch am selben Tag ermordet worden. Im Schließfach der Stadtparkasse liegen Rot-Kreuz-Karten, auf denen ihre Mutter Gertrud de Vries geborene Cohn verzweifelt bei ihren Eltern in Argentinien um ein Einreise-Visum bittet. Ilse Rita geben wir ebenfalls symbolisch Heimat in Burgdorf, der Heimatstadt ihrer Mutter, ihrer Großeltern und einer großen Schar von Verwandten.

Die Spuren führen uns zu den Todesorten: Theresienstadt, Riga, Stutthof, Treblinka, Lodz, Minsk, Sachsenhausen, Auschwitz, Warschau, zu den Tötungsanstalten Hartheim und Brandenburg. Die in Hamburg und Berlin Verstorbenen haben sich unter dem Druck der Verfolgung das Leben selbst genommen. Ein Name fehlt auf dem Fries: Jenny Steinberg geb. Baruch. Als die Daten für den Gedenkries zusammengestellt wurden, war noch nicht deutlich, dass die 85jährige einen Suizid-Versuch unternommen hat, als ihr am 18. Januar 1941 in Burgdorf die Kennkarte abgenommen worden war. Sie ist am selben Tag in Hannover gestorben.

Die Spuren weisen auch zu den Orten des Lebens, zurück in die Lebens- und Familiengeschichten. Am Beispiel der Familie Jacobsohn habe ich es heute angedeutet. In den Akten des Oberfinanzpräsidenten finden sich in einigen Fällen ausführliche Lebensläufe. Von einigen Familien liegen viele Dokumente, Berichte und Bilder vor. Von anderen kennen wir nur die knappen Angaben der kommunalen Ämter und die Vermerke in den Deportations- und Todeslisten. Hinter jedem der Namen steckt eine Lebensgeschichte mit Höhen und Tiefen, mit Glück und Leid, Erfolgen und Enttäuschungen. Bei einigen können wir die Familiengeschichte weit zurück verfolgen. Manche Familien haben über viele Generationen in Burgdorf gelebt und das Bild unserer Stadt mit geprägt. Wenn die Geschichten und Schicksale in der geplanten Dokumentation geschildert werden, dann müssen aufgrund der unterschiedlichen Datenlage Lücken bleiben; aber viele dieser Namen werden an Farbe gewinnen – auch die Geschichte Burgdorfs. Die verhaltenen Farben auf dem Fries deuten darauf hin, dass diese Menschen aus einem bunten Leben herausgerissen und in das Dunkel eines unvorstellbaren Grauens gestoßen worden sind.

Spuren finden sich in der Stadtgeschichte für die Zeit des Nationalsozialismus. Einige wenige Spuren, die von Zivilcourage zeugen, von Rechtsbewusstsein, von nachbarschaftlicher und freundschaftlicher Solidarität. Kontakte zu den Verfeimten, auch wenn das Ärger mit der Partei einbrachte, hier und da ein paar Lebensmittel oder ein gutes Wort, ein öffentliches Gebet für die bedrängten Juden. Geradezu kühn das Verhalten der Bauersleute Wilhelm und Frieda Brönnemann in Otze, die Frau Harsleben aus Hannover vom 10. Oktober 1943 bis zum Ende der Nazi-Herrschaft in ihrem Haus Unterschlupf gewährt – und damit Kopf und Kragen riskiert haben.

Aber das waren Ausnahmen. Die große Mehrheit der Burgdorfer hat sich in den Sog des nationalsozialistischen Antisemitismus hinein ziehen lassen. Jahrzehnte lange Freundschaften wurden abrupt beendet. Freundinnen wurden nicht mehr zum Geburtstag eingeladen, Skatbrüder nicht mehr auf der Strasse begrüßt. Es wurde weggesehen und geschwiegen, als die jüdischen Nachbarn und Freunde erniedrigt und entrechtet wurden, als sie beschimpft und verspottet wurden, wenn sie getreten, vom Bürgersteig gescheucht und angespuckt wurden. Allzu viele haben sich an solchen Gemeinheiten und Gewalttaten beteiligt und diejenigen denunziert, die mit Juden Kontakt hielten, ihnen heimlich eine Zeitung brachten oder ein Telefongespräch ermöglichten, als Radio, Zeitung und Telefon für Jüdinnen und Juden längst verboten waren. Es hat hier Täter gegeben, Bürgerinnen und Bürger, von denen viele nach der Nazi-Zeit ohne erkennbare Scham weiter gelebt haben.

Wenn wir daran erinnern, dann nicht, um vom sicheren Ort der Nachgeborenen aus entsetzt zurückzublicken und anzuklagen. Sondern um zu erkennen, so verführbar, rücksichtslos und unmenschlich können Menschen sein; so können wir Menschen sein. Ich war als kleiner Pimpf im Jungvolk, der Vorstufe der Hitler-Jugend, tief überzeugt, dass Slawen, Zigeuner und erst recht Juden Untermenschen seien, dass sie zu Recht herabgesetzt und entrechtet würden. Die große Mehrheit unseres Volkes hat sich von diesem Ungeist der nationalsozialistischen Ideologie infizieren und bestimmen lassen. Hat mindestens hingenommen, dass dem jüdischen Teil unseres Volkes die grundlegenden Menschenrechte Stück für Stück aberkannt wurden. Das haben wir nicht gewusst, ist tausendfach beteuert worden. Gemeint ist der Massenmord in den Todeslagern des Ostens. Als ob die Ausgrenzung, die Diskriminierung, die öffentliche Erniedrigung, die amtliche Entrechtung, von der jede Woche im Burgdorfer Kreisblatt zu lesen war, nicht genug an Wissen über den inhumanen und kriminellen Charakter des nationalsozialistischen Staates hätte vermitteln können. Ganz zu schweigen von den antisemitischen Hasstiraden der Hetzzeitschrift „Der Stürmer“, dessen Ausgaben in mehreren Schaukästen öffentlich aushingen.

„Erinnerung ist das Schlüsselwort“. So beginnt das Zitat von Elie Wiesel, das auf der linken erläuternden Tafel neben dem Gedenkries steht. „Sie verbindet Vergangenheit und Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Das Erinnern gibt der Gerechtigkeit ihre Würde zurück.“ Das Erinnern gibt den Opfern ihre Würde zurück, indem wir ihr Schicksal vergegenwärtigen und ihnen Heimatrecht im Gedächtnis unserer Stadt geben – und in unseren Herzen.

Das Erinnern ist auch um unserer selbst willen wichtig. Es gibt keine Zukunft ohne Herkunft. Zur Identität eines Gemeinwesens wie einer einzelnen Persönlichkeit gehört wesentlich das Bewusstsein von der eigenen Geschichte. Ein „unver-

krampfes Selbstbewusstsein“, wie es Roman Herzog seinerzeit bei seiner Wahl zum Bundespräsidenten sich und allen deutschen Bürgerinnen und Bürgern gewünscht hat, setzt voraus, Licht und Schatten der eigenen Geschichte offen und nüchtern im Blick zu halten. Es war dieser Bundespräsident, der den 27. Januar, den Tag, an dem im Jahr 1945 Auschwitz befreit wurde, als einen nationalen Gedenktag ausgerufen hat. Mit gutem Grund. Denn Identität und Selbstbejahung können nur auf dem Boden von Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit gedeihen.

Was wir verdrängen, macht uns unfrei. „Die Wahrheit wird euch frei machen“, hat Jesus gesagt, der Sohn des jüdischen Volkes, auf den wir Christen uns berufen. Sie befähigt dazu, aufrichtig, offen, sensibel zu denken und zu handeln. Sie eröffnet Zukunft. Wer sich dem Grauen und dem Unrecht der Vergangenheit stellt, wird sensibel werden für das Leiden, die Ungerechtigkeiten und die Unmenschlichkeiten der Gegenwart. Solche Sensibilisierung tut Not, wenn wir die Zukunft menschlich und menschenwürdig gestalten wollen. Darum steht auf der Tafel neben dem Gedenkries im Blick auf die ermordeten Burgdorfer Jüdinnen und Juden: „Ihr Tod mahnt, Menschenwürde und Menschenrecht als unantastbar und unteilbar zu achten und zu verteidigen.“

Die kühnste, tiefgründigste und strikteste Begründung der Würde des Menschen und ihrer Unantastbarkeit verdankt die Menschheit dem Judentum. Sie ist auf dem ersten Blatt der Bibel zu finden. „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde.“ Leben, jedes einzelne menschliche Leben, wird so als kostbar und unantastbar definiert. Als gewollt und von jenem geheimnisvollen Grund aller Wirklichkeit her, den wir in unserer sprachlichen Hilflosigkeit Gott nennen, ins Leben gerufen, zu seinem Gegenüber berufen. In der Sprache der Propheten: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen.“ Und das bedeutet, du bist einzigartig und unverwechselbar.

In einem Gebet, das ich oft bei Beerdigungen gesprochen habe, heißt es: „Der Name dieses Menschen ist uns geblieben. Der Name, in dem man ihn kennt, auch nach seinem Tode. Der Name, den du geschrieben hast in die Fläche deiner Hand.“ Das ist ein sehr menschliches Bild, ein anschauliches Bild, unsere Namen eingraviert in die Hand Gottes, also unvergesslich Gott eingepägt. Dem unvorstellbaren und unbegreiflichen Grauen der Shoa zum Trotz hoffen und vertrauen wir darauf, dass diese Zusage auch für die einundsechzig Namen auf diesem Gedenkries gilt und auch für den Namen des Kindes, das für uns namenlos bleibt. Geschrieben in die Fläche deiner Hand. Für unser Erinnern, für unsere Sensibilisierung und für unseren Willen, für Gerechtigkeit und Menschlichkeit einzutreten, sind diese Namen eingepägt, geschrieben in die Fläche dieser Wand.

Ich bitte Sie, sich zu erheben, wenn nun Rabbiner Gábor Lengyel für diese Menschen das Kaddisch betet.